Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 32 (1950)
Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 10.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 24. Februar 1950 | Erscheint jeden Freitag | 32. Jahrgang Nr. 8

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Schweizer Europahilfe

Sammlung 1950
Postcheck VIII 322

Wir müssen den Heimatlosen eine Zukunft geben. Eine Heimat schaffen sie sich dann schon selber.

21. Zürcher kantonaler Frauentag

El. St. Wenn die beiden zürcherischen Frauenzentralen Zürich und Winterthur jährlich einmal im Kanton zur Sammlung blasen, so dürfen sie sicher sein in allen Kantonsteilen, in Stadt und Land ein lebhaftes Echo erleben zu dürfen. So war denn auch am 19. Februar der grosse Börsensaal bis auf den letzten Platz besetzt, und man fühlte deutlich, dass die Veranstalterinnen mit dem Thema, das sie der Versammlung boten, einen guten Wurf getan hatten.

Die Präsidentin der Zürcher Frauenzentrale, Frau Dr. Haemmerli-Schindler hatte die Freude, nicht nur die zahlreichen Frauen, sondern auch den zürcherischen Erziehungsdirektor Reg.-Rat Dr. Briner, den Stadtpräsidenten Zürichs, Dr. Landolt, beide mit Gemahlinnen, Vertreter des Kantons und der Gemeinde als treue Freunde und Förderer der beiden Zentralen und ihrer Arbeit, zu begrüssen. Und Reg.-Rat Briner rief in fein abgewogenen Worten die Frauen auf, gerade in dieser revolutionär wirkenden Zeit, den Intentionen dieses 21. Frauentages entsprechend immer treu und unentwegt ihres Amtes als Hüterin von Tradition und Sitte zu walten. Die Ehe ist nicht abbaureif, sie ist und bleibt die Grundlage der Familie, des Staates; an jedem einzelnen ist es, ihr den Gehalt und den Sinn zu geben, dank welchem sie auf die Kinder jenes Glück und jene Liebe ausstrahlen kann, durch welche ein Mensch ein ganzes Leben in unserer eiskalten Zeit aushalten kann.

Gute Ehen — frohe Kinder

war der Leitgedanke, unter welchen die drei Referenten, Dr. med. Theodor Bovet, Frau Dr. med. Hopf-Lüscher, und Dir. Fritz Gerber ihre Referate stellten, und das grosse und so überaus aktuelle Problem der Ehe, der Kindererziehung und der Betreuung fehlbar gewordener Jugend von verschiedenen Seiten her beleuchteten. Dr. Bovet sprach über

Gute Ehen — was ist das?

Eine gute Ehe ist das Ferment, die Grundlage einer Familie, auf denen das Erziehungswerk gedeiht, frohe Kinder aufwachsen können.

Es ist seltsam, dass die Frage nach dem «glücklich» fast nur mit Bezug auf die Ehe, selten an den einzelnen Menschen gestellt wird: Ist eine Ehe glücklich? Das wechselt, einmal ja, einmal nein, denn selten ist sie für beide Teile vollkommen, so wenig als wir Menschen vollkommen sind; an die Ehe stellen wir Kriterien, die unrichtig sind; eine Ehe braucht nicht unbedingt glücklich zu sein, sondern gut; nur ein gute Ehe ist eigentlich überhaupt eine Ehe.

Es ist falsch, wenn wir uns durch die zahlreichen Ehescheidungen zu sehr beeindrucken lassen. Die Ehe ist kein Vertrag zwischen zwei Menschen, sondern eine Gemeinschaft, — zwei werden eine Einheit. Weil dieses Ziel heute besser erkannt wird, sind die Anforderungen an den Ehepartner grösser und darum versagen mehr Ehen. Die Ehe wird heute weniger als früher nur als eine sanktionierte geschlechtliche oder wirtschaftliche Gemeinschaft gewertet. Alles in der Ehe, auch das Geschlechtliche soll durch den Schmelzofen des Christentums geläutert, gehoben werden, und so zu einer Quelle gemeinsamer Freude werden. So gesehen wird die Ehe zu einem Wunder, an dem Mann und Frau zu einem neuen Wesen werden; die Ehe selber sozusagen zu einer Person höherer Ordnung. Dies sind Dinge die weder mit dem Verstand allein, noch mit Psychologie und Soziologie erklärt und erfasst werden können.

Diese Beschaffenheit der Ehe an sich bedeutet noch nicht Glück — denn in der Ehe, wie überall, gibt es Krisen; wie diese Krisen überwunden, ertragen werden, daraus entwickelt sich eine gute oder eine schlechte Ehe. Sie muss werden, wachsen, reifen, sie ist nicht, was man früher von der Ehe glaubte «der sichere Hafen» für zwei Menschen, sondern die Ausfahrt ins Unbekannte, in Sturm oft, in Not und Verzweiflung. Wie solche Zeiten gemeistert werden, ob sie die Partner einen, oder trennen, daraus wird die gute oder die schlechte Ehe. Die Krisen sollen nicht gefürchtet, nicht zur Tragik aufgebauscht, sondern in gegenseitiger Liebe überwunden werden. Eine gute Ehe erträgt viel an Sturm und Regen, und bleibt gut — eine, die innerlich nicht gut und gesund, die leer ist, zerbricht oft an dummen Lappalien und Missverständnissen.

Für diese Dinge zum Willen zur guten Ehe, zum sogenannten Glück in der Ehe kann psychologische Beratung und Aufklärung, vor allem aber ein lebendiger Glaube viel helfen. Eheleute müssen aber vor allem verstehen lernen, was das «Miteinander» in der Ehe Grosses ist, das gemeinsame Erleben von Freud und Leid, von Sorgen und Aengsten, von Erlösung aus einer gemeinsamen Schuld, vom Erleben der Natur. «In der Ehe müsste jeder für sich sein wie eine Röhre, welche durchgängig ist für die göttliche Liebe», durch welche Freude, Güte, Eros, Zärtlichkeit und Treue für alle durch eine Ehe umschlossenen lebendig wird.» Das Hohelied der christlichen Liebe im Kor.-Brief umfasst alles, was eine Ehe braucht, um gut zu werden.

Vielleicht hat die moderne Frau nicht mehr wie diejenige früherer Zeiten den gleichen Willen und die gleiche Fähigkeit zum Dulden und Ertragen; sie ringt heute um ihr Eheideal, die wahre Gemeinschaft, auch der Mann verlangt mehr, und daher mag es vielfach kommen, was man heute die Krise der Ehe überhaupt nennt, welche sie in dieser revolutionären Epoche oft überhaupt in Frage zu stellen scheint. Trotz solcher Erschütterungen brauchen wir nicht allzu schwarz zu sehen, denn sogar Russland hat sich wieder zu ihr bekannt, und Stalin nennt die Ehe die Grundlage des Staates, und hat die Ehescheidung wieder sehr erschwert.

Wenn in einer Ehe, wo es «kriselet», jedes bei sich den Fehler sucht, mehr Liebe wirksam macht, dann kann es nicht fehlen, dass die Ehe eine gute, und damit ein Segen für viele werde. Wo aber jeder Ehepartner die Fehler nur beim anderen sucht und sich als unschuldiges Opfer selber bemitleidet, da wird kaum je von innen heraus eine Ehe wirklich gut werden; Selbst-Bemitleidung erstickt viele gute Kräfte in der Ehe und im Leben. Zu einer guten Ehe brauchen wir den Fleiss, die Kenntnisse, die Geduld und die Hingabe, die ein Landmann nötig hat zur Bearbeitung seines Ackers — dann kann Gott die Liebe in den guten Grund säen und die Ernte gut werden.

Die zwei anderen Vorträge werden wir in spätern Nummern besprechen, es wäre zu schade, sie nur allzu kurz zusammenzufassen. Ein von gemütlicher Atmosphäre getragenes gemeinsames Mittagessen vereinigte eine sehr grosse Zahl der Teilnehmerinnen in der gepflegten «Münz», wo man sich wieder einmal von allen Vorteilen unserer schönen alkoholfreien Gaststätten in Zürich überzeugen konnte. Der Nachmittag brachte neue Arbeit, neuen Genuss.

Fortsetzung folgt.

Es gilt eine öffentliche Meinung zu schaffen

El. St. Mit dieser Aufforderung beendete vor einigen Monaten ein Beamter der Eidgenössischen Fremdenpolizei ein sehr aufschlussreiches und sympathisches Gespräch über das Flüchtlingsproblem in der Schweiz.

Aus diesem Gespräch ging deutlich hervor, dass die Intentionen des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes dahingehen, die alten Traditionen der Schweiz in bezug auf Asylrecht weitgehend zu wahren und zu schützen. Unser föderalistisches System aber, das den einzelnen Kantonen die Souveränität in der Durchführung der Massnahmen garantiert, und die bis zu einem Druck sich gestaltenden Wünsche und Forderungen der Gewerkschaften und der Arbeitsämter, drohen vieles, was an guter Einstellung und gutem Willen da ist, illusorisch zu machen und zu sabotieren.

Diesen unsichtbaren und oft ungreifbaren Einflüssen gegenüber, gegen welche auch gutgesinnte Funktionäre der Fremdenpolizei machtlos zu sein scheinen, wurde von dem eidgenössischen Beamten eben der Einfluss der öffentlichen Meinung angerufen, die, wie wir uns dessen gut erinnern, schon 1942, als der grosse Flüchtlingsstrom gegen unsere Grenzen begann, und durch unerhört strenge Vorschriften unserer Behörden — wohl unter dem Druck der ständig das Bundeshaus belagernden deutschen Diplomaten — zurückgewiesen werden sollte, es erreicht hat, dass die Schweiz diesen Unglücklichen, altem Brauch getreu, die Türe öffnete. Diese Tradition hat die Schweiz auf diesem Gebiet berühmt gemacht, hat ihr durch die Hugenotten, die Polen, die sogenannten «Achtundvierziger», viele wertvolle Geistesarbeiter, Künstler und Handwerker zugeführt, die dem Land zum Gewinn und zu guten Eidgenossen geworden sind.

Die Opfer, die damals unser noch viel kleineres und weniger reiches Volk zu leisten hatte, waren nicht klein. So hat zum Beispiel der Kanton Bern für die Kostendeckung der polnischen Emigranten pro Kopf und Tag sechs Batzen erhoben.

Ueber unsere Grenzen sind in den Vierzigerjahren 190 000 Zivilflüchtlinge wirklich hereingekommen. Wieviele an den Grenzen zurückgestossen und dadurch in den Tod getrieben worden sind — weiss niemand; aber diese werden in der Schweiz in der grossen Buchhaltung der Weltgeschichte sicher im Schuldkonto verbucht worden sein, ebenso all das, worin die Schweiz seither in der Behandlung der Flüchtlinge, Emigranten und Internierten oft Wege gegangen ist, und Dinge getan hat, welche einen grossen Teil der senkrecht denkenden Eidgenossen und Eidgenossinnen schon lange keine Ruhe mehr lassen.

Herr Nationalrat Werner Schmid hat es nun auf sich genommen, in öffentlichen Vorträgen einmal gründlich hinter die Kulissen dieser Flüchtlings-Probleme zu zünden, und seine, wenn auch mit Temperament vorgetragenen, aber doch sachlich und dokumentarisch gut belegten Ausführungen sind ganz dazu angetan, diese «öffentliche Meinung» zu schaffen, welche unsere oberen fremdenpolizeilichen Organe nötig haben, wenn die hohe Tradition unseres Landes nicht durch einzelne Kantone, einzelne kantonale und lokale Fremdenpolizeien in Verruf gebracht und sabotiert werden sollen.

Deutlich ging aus den Mitteilungen des Vortragenden hervor, dass es fremdenpolizeiliche Funktionäre gibt, die mit sehr viel menchlicher Einfühlung und Anteilnahme ihres Amtes walten, und über welche nie eine Klage laut geworden ist. (Als Winterthurerin freue ich mich, dass Winterthur vor allem zu diesen gehört!). Dass es aber auch Stellen gibt, wo offenbar durch die jahrelange Möglichkeit, über das Schicksal von Menschen, die man als Ware, mehr als als Menschen betrachtet, verfügen zu können, eine gewisse sadistische Herrschsucht sich entwickelt hat. Hier drängt sich die Frage auf, ob an solchen Stellen, über die ständig geklagt wird, nicht öfters ein Personalwechsel stattfinden sollte: da für nicht vornehm denkende, gütige Menschen die Gefahr der Paragraphen-Reiterei,

Bilder aus dem deutschen Osten

Ein Tatsachenbericht

von Inge von Wiese

(Schluss)

Den nächsten Tag kamen wir nach Hirschberg, der Grenzstation der Eisenbahn, denn die grossen Viadukte waren noch nicht wieder hergestellt. Von Hirschberg trennten wir uns schwer. Dort war es noch so «deutsch». Die polnische Verwaltung war nur wenig bis dahin vorgedrungen. Die Hirschberger begriffen damals noch nicht, dass sie wirklich polnisch werden sollten. Sie betrachteten die fliehenden Landsleute ein wenig mitleidig von oben.

Eigentlich wollten wir mit einem schlesischen Magnaten zusammen den Weg nach Dresden machen. Wir lernten ihn im Zug kennen. Ein alter Kartoffelsack hing ihm als Rucksack über den Rücken, unrasiert, mit verarbeiteten, blutigrissigen Händen — er hatte mit den Leuten seines Dorfes ein Siegerdenkmal für die rote Armee errichten müssen — führte er ein rostiges Fahrrad mit sich, dessen Räder statt auf Gummi auf Stricken rollten. Damit, so meinte er, wolle er am anderen Tag schon in Dresden sein. 700 Jahre sass sein Geschlecht auf dem Gut am Zobten, nun bewohnte das Herrenhaus ein polnischer Knecht. Vielleicht ist die Zeit der Magnaten vorbei auf der Welt — vielleicht zu Recht — aber sie tragen ihr Schicksal mit einer Haltung, die unnachahmlich ist. Auch der Mann mit dem Kartoffelsack auf dem Rücken, wie er auf dem wackeligen Rad über die Strasse in Richtung Görlitz rumpelte, konnte er nicht verleugnen, woher er stammte.

In Hirschberg schliefen wir noch einmal bei guten Freunden, dann begann der grosse Marsch auf der Landstrasse. Aus dem letzten Fahrrad ist ein Wagen geworden, auf dem wir Koffer und Rucksack verstauten. Wir mit unseren Nachbarn bildeten eine kleine Gruppe von drei Handwagen. Auf der Hirschberger Ausfallstrasse trafen sich lange Kolonnen, alle strebten sie in westlicher Richtung. Einige übereifrige Männer und Frauen rannten von Wagen zu Wagen und bemühten sich mit grossem Stimmaufwand «Treckgemeinschaften» zusammen zu stellen. «Allein können sie nicht fahren, schliessen Sie sich uns an. Wir kommen überall durch.» Sie hatten noch Kraft, ihre Tüchtigkeit und ihr Organisationstalent anzupreisen. Wir drei Wagen blieben allein. Die Führer der «Treckgemeinschaften» erinnerten uns zu sehr an ebenso tüchtige Blockleiter und Frauenschaftsleiterinnen.

Die Strasse, die aus dem Hirschberger Tal führen, haben viele Steigungen. Wir kamen nur langsam voran. An jeder Kuppe schloss sich ein neuer Abstieg mit einem neuen Berg. Wie oft waren wir die Strassen in leichtem Schwung von Kuppe zu Kuppe mit dem Auto geflitzt. Nun hatten wir nur noch den Führerschein in der Tasche. Wer weiss wie lange, dann ging auch er den Weg der Schreibmaschine und des Schmucks. Schliesslich braucht man ja auch keinen Führerschein, um einen Karren zu ziehen.

Auf mancher Kuppe rasteten wir. Nicht so sehr, weil wir einer Pause bedurften, sondern wir konnten uns von dem Anblick des Riesengebirges nicht trennen. Die Kuppe hatte sich selbst in der Julihitze eine weisse Pudelmütze aufgesetzt. Silbern flimmerte die heisse Luft über den blauen Bergrücken, über den Schneegruben und der Prinz Heinrichbaude, über dem Hohen Rad und der Sturmhaube. Und der Reifträger schaute fast höher aus, als die Schneekuppe. Flog man wirklich einmal von seinem weissen Rücken in Pulverschnee und Schussfahrt mit den langen Brettern ins Tal von Schreibehau?

Die drei Wagen rollten weiter. Gegen Mittag wagten die Frauen es, ihre Pelzmäntel auszuziehen. Sie konnten die Hitze nicht mehr ertragen. Sechsmal Unterwäsche, Wollsocken, Skistiefel waren allein Last genug. Man stopfte den Pelz zwischen die Rucksäcke und zog einen schmutzigen Teppich darüber den man im Strassengraben fand.

Man traf nur wenig Polen. Einzelne russische Lastwagen rasten an uns vorbei, ohne sich um uns zu kümmern. Dafür riss der Zug von fliehenden Deutschen nicht ab. Mit unseren leichten Wagen überholten wir viele. Man sah trostlose schwere Fuhrwerke, schwere Kastenwagen, in denen man sonst Rüben und Kartoffeln lud, waren voll von Hausrat getürmt. Diese Wagen wurden von Frauen und Kindern geschoben, manchmal half noch ein alter Mann. Sie kamen nur schrittweise voran und man konnte sich ausrechnen, wann die Familie gezwungen sein würde, den Wagen stehen zu lassen, um wie wir, mit dem nötigsten in der Hand weiter zu wandern. Andere wieder zogen überladene Handwagen, die unterwegs zusammen brachen. Manche Frauen schoben nur einen Kinderwagen. Der Säugling lag unter Wäsche und Mänteln fast vergraben, daneben liefen die grösseren Kinder mit Bündeln in der Hand. Sie würden, wenn sie endlich die Neissegrenze erreicht haben würden, zerfetzt und in Lumpen da stehen.

Vor 800 Jahren unter der Heiligen Hedwig mögen ähnliche Wagenzüge nur in anderer Richtung — nach Schlesien hinein — gezogen sein. Freilich nicht geführt von Kindern und Greisen, sondern von jungen Männern und Frauen, die gerufen waren jungfräuliches Land urbar zu machen. Und sie machten aus Schlesien einen blühenden Garten.

Gegen Abend, es war auf der Hälfte des Weges zwischen Hirschberg und Lauban, schwärmten die fliehenden Menschen von der Landstrasse feldein in die Bauernhäuser aus, um sich Quartier zu beschaffen. Es war nicht einfach, denn die Strohlager waren meist überfüllt. Schliesslich fanden wir bei einer freundlichen Bauersfrau auch ein Nachtlager. Sie gab uns Kartoffeln und Milch. Wir kochten uns ein gutes Abendbrot und sparten nicht mit unseren mitgeschleppten Vorräten. Zur Nacht bekamen wir eine Strohschütte in der Küche und schliefen besser als im Flüchtlingslager.

Am anderen Morgen bei der Abfahrt überraschte uns ein Gewitterregen. Auf dem Landweg, zwischen Chaussee und Bauernhaus, unter einer grossen Buche, warteten wir den Guss ab. Aergerlich über den Aufenthalt. Als die schwarze Wolke sich verzogen hatte, rannten wir im Laufschritt auf die Landstrasse, um den Aufenthalt schnell wieder einzuholen. Dort fanden wir ein trauriges Bild. Weinende Frauen standen um ihre völ-

der sturen Anwendung «gedruckter Formulare» und Vorschriften, die Freude, Vorsehung spielen, hilflose Menschen von sich abhängig sehen zu können, sehr gross ist. Es gibt Städte, wo die Flüchtlinge vor Angst halb verrückt werden, sobald die Fremdenpolizei in Erscheinung tritt, andere zum Glück, wo sie in natürlichster Art und Weise ihre Sorgen mit dem Funktionär besprechen können. In Zürich hat die Mentalität gewisser Funktionäre dem ehrwürdigen Kaspar Escherhaus im Volksmund den wenig ehrenvollen Uebernamen «Kaspar Gessler»-Haus eingetragen, was sogar in einer freisinnigen Zeitung der Ostschweiz erwähnt worden ist!

In der Behandlung der Emigranten und Flüchtlinge sind grosse psychologische Fehler gemacht worden. Einer der grössten war ihre zu langdauernde Zurückhaltung in Lagern und das Arbeitsverbot. Leute, Künstler, Spezialarbeiter, an denen im Land sogar Mangel ist, erhielten Arbeitsverbot — kann man gesunde, mutige, selbständige Menschen mit irgend etwas mehr demoralisieren, als mit dem Verbot arbeiten zu dürfen? Und das in einem Land, wo für viele die Arbeit der Gott ist! In der Konjunkturzeit, ja, da holte man jeden heran, weil er da nützlich war — heute fängt man an, sie überall herauszudrängen, man gibt ihnen ständig nur kurz befristete Aufenthaltsbewilligungen, die jedesmal im Minimum 12 Franken Gebühren kosten. Ich kenne einen Fall, wo Bern ein Arbeitsgesuch vom 10. Juni 1949 ausdrücklich vom 30. Juni 1949 bis zum 30. 6. 1950 bewilligt hat. Der Betreffende erhielt vom Kanton Zürich die Bewilligung nur bis 31. Dezember 1949, endlich, am 9. Dezember 1949, knapp bevor er gerade wieder ein Gesuch um die vom Bund bewilligte Dauer bis 30. 6. 1950 bei der lokalen Fremdenpolizei einreichen musste.

Was sich übrigens einige Amtsstellen an rücksichtslosen Aufforderungen zur Ausreise leisten, das spottet jeder Beschreibung. So wurden öfters am späten Abend noch Expressbriefe abgegeben, an eine Adresse z. B. gleich zweimal nacheinander der gleiche Text, oder sie liegen am Neujahr am Morgen auf dem Frühstückstisch als liebenswürdige Verlautbarung von Mutter Helvetia zum Jahresbeginn. Mit Recht tadelte der Redner den mehr als unhöflichen Ton solcher Schreiben, die rücksichtslose «Festsetzung» des endgültigen «Ausreisedatums» ohne jegliche Berücksichtigung der Verhältnisse; Verweigerung der Arbeitsbewilligung, sogar da, wo der Arbeitgeber intensiv um eine solche ersucht. Als Trost wird dann all diesen Gequälten, durch die ewige Spannung in den Nerven völlig Aufgeriebenen gesagt: «Wir haben ja noch nie einen wirklich an die Grenze gestellt». Ein solches Vorgehen, eine solche Behandlung Heimatloser verdient nur einen Namen: Sadismus.

Mit Recht hat der Referent gefragt, was würden wir sagen, wenn unsere Töchter und Söhne durch Länder, in denen sie ihre Existenz aufgebaut haben, so behandelt würden.

Im Ausland haben diese Methoden sicher eine kolossal günstige Propaganda für unsere Schweiz, diesen «Polizeistaat für Emigranten» gemacht, deren Erfolg dann wohl unsere Fremdenindustrie zu bezahlen haben wird. Zum Empörendsten an der ganzen Situation gehört die Tatsache, dass sich heute noch Leute mit Nazi-Pässen ungeschoren im Lande aufhalten und arbeiten können, dass es weitherum in der Schweiz von Elementen wimmelt, die unserem Lande wohl Geld bringen, die ihm aber niemals geistige und kulturelle Werte zuführen werden, wie dies ein Grossteil der «Hinausspedierten» es getan hätte.

Momentan sollen noch 5000 bis 6000 Flüchtlinge in der Schweiz sein, im ganzen ca. 14 000, in welcher Zahl diejenigen mitgezählt sind, welche schon Dauer-Asyl haben. Andere Länder, z. B. England und Oesterreich, haben solche Leute längst eingebürgert — und bei uns zögert man, aus diesen Vertriebenen, Heimatlosen, gute Bürger zu machen, die sie, aus Dankbarkeit, wieder eine Heimat haben zu dürfen, sicher würden. Die Erfahrungen aus früheren Epochen beweisen uns, dass wir auf diese Weise viel wertvollen Zuwachs erhalten haben.

Heute wird unseren Flüchtlingen — ob sie die körperlichen Kräfte und das Alter dazu haben oder nicht, spielt keine Rolle — angeraten, nach Australien auszuwandern. Zu gleicher Zeit warnt das BIGA auswanderungslustige Schweizer vor der Auswanderung nach Australien, weil die Bedingungen dort schwer seien, und ein grosses Mass von Anpassung erfordern. Ständig werden Flüchtlinge und Emigranten von Detektiven einvernommen, die Umgebung ausgeschnüffelt. Es gibt ein Beipiel, wo Detektive einen Rapport ausstellten, und vom Gericht und Obergericht musste festgestellt werden, dass alles, was die Zeugen aussagten, genau ins Gegenteil verdreht worden war. Die beiden Detektive wurden für diese tüchtige Arbeit nicht entlassen, sondern befördert. Das Opfer solcher Funktionäre hat keine Einsicht in die Dossiers.

Dass die Auslands-Presse anfängt, sich über gewisse Erscheinungen im Flüchtlingswesen der Schweiz auszulassen, ist verständlicher als ehrenvoll. In der Schweiz betrachtet man den Flüchtling und Emigranten an gewissen Stellen als eine Menschensorte zweiter Kategorie, wobei das Bitterste ist, dass an jenen Stellen — es sind gottlob nicht alle so eingestellt — wo diese Mentalität sich breit macht, absolut kein Verständnis dafür da ist, was für eine seelische Belastung aus all dieser Unsicherheit und wehrlosem Ausgeliefertsein für diese Heimatlosen hervorgeht, auch wenn sie sogar Menschen von einer geringeren Sorte als wir Schweizer wären!! Sind wir Schweizer denn alle 18karätig?

Gegenwärtig — mit dem Krisengespenst am Wirtschafts-Horizont — entscheiden offenbar die Arbeitsmarkt-Behörden. Und da erlaubt sich der naive Sennenbueb und das noch naivere Sennenmeitschi die ganz naive Frage, wer denn eigentlich bei uns regiert und entscheidet? Auf alle Fälle in diesen Dingen nicht Bundesrat von Steiger und einige kantonale Polizeidirektoren, von denen man weiss, dass, wenn es nach ihnen ginge, vieles nicht hätte geschehen können, und vieles auch jetzt noch anders ginge. Ein Erlass des Eidgenössischen Polizeidirektors, Bundesrat von Steiger, stellt fest, «dass ein weitgehender Schutz für die Ausländer besteht. Ihre Eingliederung in den Arbeitsprozess sei wichtig, und eine Existenzmöglichkeit müsse für sie geschaffen werden; die Schweiz habe die Verpflichtung hiezu durch ihre historische Ausländer-Tradition.»

Der Referent betonte, dass wir, die wir uns für die Flüchtlinge einsetzen, mit einer solchen Auffassung vollständig einverstanden seien, dass aber dafür gesorgt werden müsste, dass sie auch in alle kantonalen Polizeistuben dringe, auch da, wo der Gesslerhut auf einer Stange Wache hält! Denn im allgemeinen hat man den Eindruck, dass mit der Arbeitslage öfters unreell operiert wird indem eine grosse Anzahl der Flüchtlinge alters- oder gesundheitshalber überhaupt nicht in den normalen Arbeitsprozess eingeschaltet werden könnte, und wir auch in Krisenzeiten die Arbeit dieser paar Tausende verdauen können sollten!

Zu denken gibt auch die öfters sehr harte und nur bureaukratische Behandlung der geborenen Schweizerinnen, die mit Flüchtlingen verheiratet sind. Auch sie kommen in den Fall, Schutz gegen die Fremdenpolizei zu suchen. Viel Ungeschicktes ist von Seiten der Flüchtlinge gerade aus dieser Angst vor der F. P. heraus geschehen.

Immer wieder muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass z. B. die polnischen Internierten, die auf einen militärischen Befehl hin, nicht freiwillig, in unser Land gekommen sind, unter den in Frage kommenden Ausländern eine ganz besondere Stellung einnehmen. Wenn wir Schweizer noch ein gesundes Gefühl in diesen Fragen haben, dann sollte die öffentliche Meinung darauf dringen, dass alle jene Flüchtlinge, die aus demokratischer Ueberzeugung sich den Diktaturen entgegengestellt und dann geflohen sind, dass vor allem gerade die polnischen Internierten, die in Polen für ihre Freiheit gekämpft und sich nachher den Alliierten zum Kampf gegen Hitler zur Verfügung gestellt und sich seither in der Schweiz gut gehalten und eingelebt haben, dass diese alle, nach 10 Jahren, endlich bei uns eine neue feste Heimat finden.

Erfreulich ist, dass an oberen und obersten Stellen nun wenigstens zugegeben wird, dass Fehler gemacht worden sind, und diese korrigiert werden sollen; und zu hoffen ist, dass da und dort ein Departements-Vorsteher, der als absolut gutgesinnt bekannt ist, vielleicht etwas vorsichtiger darüber wachen wird in Zukunft, dass seine Weisungen auch in seinem Sinn ausgeführt und nicht nach persönlichem Gutdünken subalterner Funktionäre interpretiert werden.

Es ist nicht abzustreiten, dass die Vorträge von Nationalrat Werner Schmid schonungslos aufs Ganze gehen und die Gemüter aufrütteln, ohne aber je in einen hetzerischen Ton zu verfallen. Aber wir dürfen eines nicht vergessen: es ist Zeit, denn wir schreiben 1950!

Wie der grosse Besuch dieser Vorträge und die lebhafte Zustimmung beweist, wird auch in dieser Frage die notwendige moralische Basis für eine zielbewusste öffentliche Meinung auf jene einfachen, starken, unverbogenen Kreise unseres Volkes aufgebaut werden müssen, bei denen so viele um ein schweres Los selber wissen, und desha") besser nachfühlen können was es heisst, heimatlos und nur widerwillig geduldet zu sein. Wenn in diesen Kreisen eine ethische Bewegung Wurzel fasst, so ist ihr eine Zukunft beschieden; denn da lebt noch der Sinn für die göttliche Mahnung, mit welcher der Vortragende schloss, «dass Gerechtigkeit ein Volk erhöhe.» Wir möchten beifügen «und die Liebe zu den Menschen».

Es ist besser eine Versicherung zu haben
und sie nicht zu brauchen,
als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.
ZÜRICH Unfall

Ein seltener Frauenberuf!

Wenn man die kleine rundliche Frau mit dem dunklen Haar sieht, glaubt man ein Wesen vor sich zu haben, das gerne Pullover oder Strümpfe strickt gute Sachen kocht und von technischen Dingen gerade soviel versteht, um einen Radioapparat anzustellen. Statt dessen sitzt sie vor einem Basteltisch, um sich herum eine grosse Anzahl kleiner Werkzeuge: Feilen, Ahlen, Bohrer, Schraubstock, Zangen usw. Stolz bekennt sie, alle Werkzeuge selbst hergestellt zu haben. Und dabei arbeitet sie an einer kleinen Stahlzwinge mit Zange und Bohrer. In zwei kleinen Behältern ist je ein Häufchen körnigen Sandes aufbewahrt, der eine gröber, der andere feiner. Aber es ist kein Sand. Das schwache Licht des Brenners glitzert aus den vielen winzigen Körnchen verstärkt wider. Es funkelt und gleisst wie ein Brillantschmuck. Brillanten? Nein, aber kleine Diamanten! Dass Brillanten aus der Zerkleinerung grosser Steine gewonnen werden, während diese kleinen Steinchen ihre Naturform haben und darum, wie die grossen, eben auch Diamanten genannt werden, erfährt man so nebenbei. Werkzeugdiamanten! Frau Gertrud Kaufmann aus Hamburg ist wahrscheinlich die einzige «Diamanteurin» Europas, vielleicht der ganzen Welt. Sie selbst ist in den vierzig Jahren ihrer Berufstätigkeit noch keiner Konkurrentin begegnet. Der Beruf des Diamanteurs, des Herstellers der Präzisionswerkzeuge für Glaser, ist ein Männerberuf. Ein aussterbender Beruf. Es gibt kaum Nachwuchs. Frau Kaufmann hat ihn von ihrem Vater übernommen. Im elften Lebensjahr fasste sie den ersten Glaserdiamanten in die Zwinge. Seit 1927 hat sie eine eigene Firma, deren Erzeugnisse in alle Welt gehen. Ganz allein bastelt sie an ihrem Tisch. Es ist eine Kunst, die winzigen Steinchen so zu fassen, dass sie mit der richtigen unter den vielen ungleich gestalteten scharfen Kanten aus der Fassung herausragen. Es ist ein «Augenpulver», so, über die Lupe gebeugt, zu arbeiten. Diese Frau beherrscht diese Kunst. (Basler Nachrichten)

Politisches und anderes

Zu den englischen Parlamentswahlen

Am 23. Februar werden die wahlberechtigten Frauen und Männer in England ihre Vertreter ins Unterhaus wählen. Die Wahlkämpfe gingen diese Woche dem Höhepunkt entgegen. Niemand wagt, der einen oder andern der beiden führenden Parteien Sieg oder Niederlage vorauszusagen. Churchill, als Führer der Konservativen, hat durch seine Anregung, angesichts «des düstern Gleichgewichtes der Bomben» das direkte gemeinsame Gespräch der Führer der Grossmächte wieder zu versuchen, die Aussenpolitik in die Diskussion eingeschaltet. Mit Spannung sieht die ganze Welt, soweit sie politisch interessiert ist, dem Wahlausgang entgegen.

Ein neuer Pakt

Wie zu erwarten war, ist zwischen Sowjetrussland und dem neu zur Macht gelangten kommunistischen China ein Freundschafts- und Allianzvertrag zustande gekommen. Dass die chinesischen Unterhändler — an ihrer Spitze Mao Tse-Tung — gut zwei Monate in Moskau weilten, lässt darauf schliessen, dass die Verhandlungen zäh auch von chinesischer Seite geführt wurden. Die Resultate wurden nur teilweise bekannt gegeben; jedenfalls bedeutet dies Bündnis eine grosse Stärkung der russischen Position im Fernen Osten.

Präsidentenwahl in Finnland

Männer und Frauen Finnlands, d. h. die von ihnen als Elektoren gewählten Männer und Frauen, haben ihr bald achtzigjähriges bewährtes Staatsoberhaupt Paasikivi erneut zum Präsidenten gewählt und dies trotz des starken Druckversuches von kommunistischer Seite. Sie schenken ihr Vertrauen dem Manne, dessen charaktervoller staatsmännischer Leitung sie schon viel zu verdanken haben.

Um die Bundesfinanzreform

Die Einigungskonferenz, an welcher Delegierte aller Parteien mit Vertretern des Eidgenössischen Finanz- und Zolldepartementes die Vorlage nochmals durchberieten, hat ihre Arbeiten abgeschlossen. Viel zu reden gaben u. a. die Kontingente der Kantone (letztere sollen bis 70 Millionen Franken an die Bundeskasse abliefern). Die bereinigte Vorlage wird im März der Bundesversammlung vorgelegt, wo ohne nochmalige Beratung darüber abgestimmt werden soll. Die Aktivbürger sollen im Juni das letzte Wort dazu sagen.

Die höhere Töchterschule in Neuenburg

eine der ältesten und auch heute sehr angesehenen Lehranstalten Neuenburgs, sollte — aus Ersparnisgründen — aufgelöst und dem kantonalen Gymnasium eingegliedert werden. Doch hat ein Komitee, bestehend aus Lehrkräften der verschiedenen höhern Schulen und Sekundarschulen der Stadt in einer Resolution den Stadtrat ersucht, der Schule ihre Selbständigkeit zu belassen.

Auf hundertjähriges Wirken

blickt der Frauenverein Richterswil (Zch.) zurück. Sein Jubiläum feierte er in Anwesenheit von Delegierten der Behörden und verschiedener Institutionen. Manche seiner Gründungen zum Wohle der Gemeinde arbeiten heute selbständig, so das Krankenhaus (gegründet 1877), die Schülerspeisung (begonnen 1898), die Gemeindestube (eröffnet 1922). Heute führt der rührige Verein die Mütterberatungstelle, die Pflegekinderkontrolle, die Gemeindekrankenpflege (durch Anstellung einer Schwester) und betreut Arme, Kranke und Wöchnerinnen. Wir gratulieren dem Hundertjährigen!

Kluge Gemeinden,

die sich die Mitarbeit fähiger Frauen nicht entgehen lassen! Nachdem vor ca. Jahresfrist eine waadtländische Gemeinde eine Frau als Gemeindeschreiber gewählt hat, wurde nun vom Gemeinderat von Planches-Montreux Frau Gabrielle Pillet zum Gemeindekassier ernannt. Die letztgenannte Wahl bedarf noch der Bestätigung durch den Regierungsrat.

Eine englische Gynäkologin,

Prof. Dr. Hilda Lloyd, wurde als Nachfolgerin von Sir William Gilliatt zur Präsidentin der Königlichen Akademie der Gynäkologen Grossbritanniens gewählt.

Clara Holzmann-Forrer †

Im hohen Alter von 82 Jahren ist die Dichterin und Schriftstellerin Clara Holzmann-Forrer, die früher in Zürich lebte, gestorben. E. B.

---

lig leer geplünderten Handwagen. Ein russisches Lastauto hatte angehalten, fünfzehn Mann waren abgesprungen und hatten in Windeseile, alles was sie im Umkreis sahen, auf den Wagen geladen. Sogar den Inhalt der Kinderwagen hatten sie bis auf den Säugling mitgenommen. Nun standen die Frauen auf der Strasse, ohne Lebensmittel, ohne Kleider, ohne Geld mit ihren kleinen schreienden Kindern und hatten noch den weiten Weg nach Köln vor sich. Und wir haben hundert Meter entfernt unter dem Baum gewartet. Es wäre uns sonst nicht besser ergangen.

Der Weg nach Lauban nahm kein Ende. Machte es das trübe Wetter, die bergige Strasse oder liessen unsere Kräfte schon nach? Wir wussten es nicht. Jedenfalls wurde es dämmrig und wir waren noch immer nicht da.

Als wir endlich in Lauban ankamen hatten wir Angst, dass wir im Flüchtlingslager nicht mehr aufgenommen würden. Lauban war die erste zerstörte Stadt, die wir sahen. Später wurde uns der Anblick gewohnt, von aufgerissenen, schwarz verkohlten Giebeln, von den Schutthaufen und von den in der Luft hängenden Küchenherden, Treppen und Kachelöfen. Hier stand uns fast das Herz still. Das kleine hübsche Lauban, dessen schöne Renaissancegiebel noch in glücklicher Vollständigkeit den Marktplatz gesäumt hatten, waren alle restlos zerschossen und verbrannt. Die Stadt hatte in den letzten aussichtslosen Kämpfen mehrmals den Besitzer gewechselt. Von den Einwohnern waren nur wenige wieder zurückgekehrt. Wo sollten sie auch wohnen.

Das Flüchtlingslager war wirklich überfüllt, aber gegen eine Zigarre liess uns der Herbergsvater noch hinein und schloss uns ein unbenutztes Schulzimmer auf. Wir mussten dankbar sein, auf dem Fussboden liegen zu können. Einige von uns fanden noch hölzerne Roste — ähnlich wie sie in Badeanstalten liegen — aber sie machten das Lager nicht weicher. Wir schlossen die Tür zu dem kleinen Schulzimmer zu und rollten uns in die Mäntel auf der Erde ein.

Erst am anderen Morgen sahen wir, wieviel Menschen das Schulhaus beherbergte. Hunderte von Flüchtlingen sammelten sich hier aus allen Teilen Schlesiens, näher der «Grenze». In Lauban gabelten sich die Wege zur Grenze: fuhr man über Görlitz oder suchte man in Kohlfurt einen Zug zu erreichen? Darum drehten sich alle Gespräche. Sicher war nur, dass die Wahrscheinlichkeit ausgeplündert zu werden auf den letzten 25 Kilometern auf beiden Strecken sehr gross war. Eine Familie kam aus Kohlfurt zurück. Sie hatte dort ihre gesamte Habe verloren, denn die Züge verkehrten sehr unregelmässig und waren so überfüllt, dass man 8 bis 10 Tage auf dem Bahnsteig warten musste, um in einen Zug nach dem Westen zu kommen. Wenn man glücklich so weit war, dann hatte man nicht nur seinen Handwagen verloren, sondern ist von den Polen bis auf den Unterrock ausgezogen worden, wie die Frauen aus Namslau.

Nein, über Kohlfurt fuhren wir nicht. «Sie wollen doch nicht etwa über Görlitz?» fragte man uns. «Ausgeschlossen, in Kohlfurt haben Sie wenigstens noch die Chance, mit einem Zug fort zu kommen, aber auf der Strasse nach Görlitz zieht die polnische Miliz ein und ein ganzer Strom von Zivilpolen.»

Wir sahen auf unsere Koffer und Rucksäcke. Man hing so sehr an seinen letzten, an seinen allerletzten Sachen. Vielleicht zu sehr. Die Photoapparate hätte man so gern mit herüber bekommen. Und die Wintermäntel. Wer konnte einem in dem verarmten Deutschland einen Mantel schenken?

Dann, als wir aufluden, brach an einem von unserem Wagen ein Rad. Wir nahmen es als Fingerzeig, noch eine Nacht zu bleiben, weil wir so unschlüssig waren. Der Wagen wurde von einem freundlichen Stellmacher repariert. Unterdessen strolchten wir durch die öden Strassen und die Ruinen. Eine alte Frau, die mich nach Notizpapier in einem zerschossenen Geschäftshaus suchen sah, schenkte mir sechs kunstseidene Taschentücher. Sie war Näherin in einer der vielen Laubaner Taschentücherfabriken gewesen. Wir gaben ihr ein Päckchen Süsstoff dafür.

In einem Haus — gegenüber vom Flüchtlingslager — entdeckten wir ein unversehrtes Wasserklo. Wenn auch ohne Wasser, aber das machte fast gar nichts. Der Ort als solcher war ein ungeheures Geschenk bei dem Betrieb im Lager. Es war ein Wunder, dass nicht mehr Epidemien aufkamen.

Am Abend waren wir fest entschlossen, den Weg nach Görlitz zu wagen. Von Hunderten von Handwagen nahmen nur unsere drei am nächsten Morgen um sechs die Richtung nach Görlitz. Viel Kilometer wanderten wir und trafen überhaupt keinen Menschen. Wir zogen durch die fruchtbarsten Gegenden Schlesiens, grosse Güter und reiche Bauerndörfer wechselten ab und sie waren in acht Wochen zu einer Wüstenei geworden. Nicht durch die Kampfhandlungen, die hatten nur wenige Wunden auf dem flachen Land gerissen, aber durch die sinnlose Zerstörungswut der Eindringlinge. Das Getreide war grün niedergetrampelt, das eine reiche Ernte versprach. Die Obstbäume auf den Landstrassen waren umgeschlagen und die Häuser ausgeplündert. Was sie nicht mitgenommen hatten, wie grössere Möbelstücke und Geschirr, lag zerschlagen umher. Keine Fensterscheibe war mehr heil, keine Tür. Wir sahen die 25 Kilometer lange Strecke von Lauban nach Görlitz in keinem der grossen Dörfer einen Menschen. Wir trafen überhaupt kein Lebewesen, ausser zwei jungen Gänsen, die vergessen in einem Hof watschelten. War in diesem unseligen Krieg nicht schon genug zerstört worden? Ganz Schlesien hätte sich von seiner Ernte in dem dem Krieg folgenden Winter ernähren können. Es war unheimlich, in dem toten Land zu wandern. Wie würden die Polen es einmal wieder aufbauen, wo kein landwirtschaftliches Gerät zu finden war?

Nun trafen wir auch auf die polnische Miliz. Sie zogen in Schlesin ein in langen Lastwagenkolonnen. Immer uns entgegen. Wir warteten darauf, dass sie uns anhalten würden. Das taten sie auch bald, aber anders als wir dachten. Sie sprachen nämlich die junge Halbjüdin an, die mit uns zog und die zu ihrem Schutz (und auch zu unserem!) eine Armbinde mit dem Davidstern trug. «Nicht nötig, du», sagten sie, «Hitler tot». Sie wollten ihr die Armbinde abreissen. Aber das Mädchen hütete ihren kostbaren Besitz, den sie

Das revidierte Alkoholgesetz

wf. Am 25. Januar 1950 ist die Referendumsfrist für das Bundesgesetz vom 25. Oktober 1949 über die Revision des Bundesgesetzes über die gebrannten Wasser (Alkoholgesetz) unbenützt abgelaufen. Der Bundesrat hat nun den Erlass auf den 1. März 1950 in Kraft gesetzt. Das mag es rechtfertigen, die Bedeutung dieser Revision an sich und für die Landwirtschaft im besondern kurz zu würdigen.

Gegenstand des Alkoholgesetzes ist keineswegs nur, wie man meinen könnte, die Erzeugung von und der Handel mit Alkohol. Das Gesetz enthält vielmehr eine umfassende Ordnung wesentlicher landwirtschaftlicher Produktionszweige, nämlich des Kartoffelbaus und der Obstwirtschaft. Es handelt sich hier um einen jener wirtschaftsrechtlichen Erlasse, die tief in Handel und Wandel eingreifen und in ihrer Gesamtheit das System der Staatseingriffe in die Wirtschaft ausmachen, von dessen Umfang man sich für gewöhnlich viel zu wenig Rechenschaft gibt. Landläufig herrscht noch allzusehr die Meinung, in der Schweiz gebe es nur die Handels- und Gewerbefreiheit und etwa noch Polizeivorschriften zur Sicherung der guten Ordnung im Wirtschaftsleben und zum Schutze des Publikums vor Uebervorteilung und sonstigem Schaden! Tatsächlich aber ist die öffentliche Hand — Gemeinden, Kantone und Bund — in mannigfacher Weise direkt und indirekt am Wirtschaftsleben beteiligt, und es sind ganze Wirtschaftszweige entweder staatlich geordnet oder doch gemischtwirtschaftlich aufgebaut. Der Bundesrat hat das vor nicht allzulanger Zeit in seiner Botschaft vom 14. Oktober 1946 zur sozialistischen Initiative «Wirtschaftsreform und Rechte der Arbeit» überaus instruktiv wie folgt festgehalten:

«Die öffentliche Wirtschaft hat sich in der Schweiz im Vergleich zu andern Ländern sehr stark und frühzeitig entwickelt und zwar auf bedeutenden Wirtschaftsgebieten, So ist für unser Land geradezu kennzeichnend eine weitgehende Tätigkeit öffentlich-rechtlicher Körperschaften und ähnlicher Gebilde auf dem Gebiete des Bankwesens (Nationalbank, Eidgenössische Darlehenskasse, Kantonalbanken und zahlreiche Sparkassen von Gemeinden oder gemeinnützigen Organisationen). Ausschlaggebend ist ferner der Anteil der öffentlichen Wirtschaft im Verkehrswesen (Post, Telephon und Telegraph, Eisenbahnen, Strassenbahnen) sowie in der Elektrizitäts-, Gas- und Wasserversorgung. Dazu kommt die Forstwirtschaft, das Salzmonopol und Alkoholmonopol und eine bedeutende Tätigkeit auf dem Gebiete des Versicherungswesens (Gebäude-, Mobiliar- und die verschiedenen Zweige der Sozialversicherung). Damit sind nur die wichtigsten Sektoren der öffentlichen Wirtschaft im engen Sinne genannt.»

Nicht erwähnt sind insbesondere die zahlreichen Massnahmen des Krisen- und Vollmachtenrechtes, die heute noch bei weitem nicht alle abgebaut oder legalisiert sind und von denen besonders die Landwirtschaft, aber auch einzelne Industriezweige profitieren.

Das Alkoholgesetz geht auf das Jahr 1932 zurück, als auf Grund eines Verfassungsartikels ein Bundesmonopol für die Herstellung, Einfuhr, Reinigung und den Verkauf gebrannter Wasser begründet wurde. Von Anfang an hatte das Alkoholgesetz neben einer Regelung des Brennereiwesens die Förderung landwirtschaftlicher Interessen bezweckt. Die Uebernahmepflicht der Eidgenössischen Alkoholverwaltung für Brennereierzeugnisse, die Ausrichtung von Frachtverbilligungs- und Stützungsbeiträgen für Speisekartoffeln, die gesetzlich festgelegten Mindestpreise für Mostobst und Kernobstbranntwein und weitere Massnahmen erwiesen sich als eine überaus wertvolle Hilfe für die Landwirtschaft.

Die Kriegszeit machte weitere Eingriffe nötig, die teils gestützt auf das Fiskalnotrecht, teils mit Hilfe der Vollmachten getroffen wurden. «Nach Kriegsende stellte sich die Frage, wie weit die Bewirtschaftung der Kartoffeln und des Obstes abgebaut oder in eine dauernde Form auf Grund neu zu schaffender Rechtsgrundlagen übergeleitet werden solle» (Botschaft des Bundesrates vom 8. April 1949 zur Revision des Alkoholgesetzes). Die Notwendigkeit wurde mit dem Hinweis auf die grosse Kartoffelanbaufläche (im Durchschnitt 60 000 ha mit einem Ertrag von rund 100 000 Wagen à 10 Tonnen) und die gesteigerte Obstproduktion und die daraus entstehende Gefahr einer neuerlichen Zunahme der Brennerei begründet. Ein ebenso triftiges Motiv bildete jedoch der Schutz der Landwirtschaft schlechthin. Die neuen Wirtschaftsartikel boten dafür eine Grundlage, und es stützt sich denn auch das revidierte Alkoholgesetz auf den Landwirtschaftsartikel der BV. M. a. W.: Das neue Gesetz verwirklicht ein erstes und wesentliches Stück Agrarschutz und bringt gegenüber der bisherigen Ordnung stark erweiterte wirtschaftliche Vorkehren. Die Revision enthält hauptsächlich zwei wichtige Neuerungen: Im Art. 11 wurden die bisher im Gesetz geordneten festen Mindestpreise für die von der Alkoholverwaltung zu übernehmenden Branntweine und Sprite sowie des zur Verarbeitung gelangenden Mostobstes gestrichen: an ihre Stelle trat eine allgemeine Umschreibung. Die Uebernahmepreise sind so festzusetzen, «dass sie dem Produzenten für seine Rohstoffe eine angemessene Vergütung unter dem Gesichtspunkt der Ueberschuss- und Abfallverwertung gewähren». Ebenso sollen die Preise den Brennern einen angemessenen Brennlohn sichern. Damit ist eine grössere Beweglichkeit erreicht. Der Produzent kommt in den Genuss staatlich garantierter Preise für einen wesentlichen Teil seiner Produktion, partizipiert doch die Kartoffel- und Obsterzeugung mit mehr als einem Drittel am Endrohertrag des schweizerischen Pflanzenbaues. Hiefür ist jetzt, ähnlich dem in den USA üblichen System das Preis- und Verwertungsproblem für den Landwirt gelöst.

Noch weiter geht das Gesetz im Art. 24 Zunächst wird der allgemeine Grundsatz bestätigt, dass der Bund die Bestrebungen zur Verwendung der inländischen Brennereirohstoffe als Nahrungs- und Futtermittel unterstützt. Sodann aber bringt das Gesetz die Möglichkeit einer zeitlichen und mengenmässigen Importbeschränkung für Produkte, welche die brennlose Verwertung von Kartoffeln und Obst inländischer Herkunft beeinträchtigen. Neben der Importbeschränkung ist auch die Uebernahmepflicht für Importeure vorgesehen. Durch diese Regelung wird die staatliche Marktordnung auf diesem Gebiet vollständig und lückenlos. Wohl sollen diese Massnahmen nur so weit angewendet werden, als die Verwertung von Ueberschüssen ohne Brennen in Frage steht. Es ist aber selbstverständlich, dass die Einfuhrregelung und das Leistungssystem die Garantien für die Produzenten wesentlich verstärken und praktisch die Stabilisierung des landwirtschaftlichen Einkommens auf diesem Gebiet bewirken. In rechtlicher Hinsicht ist von nicht minderer Bedeutung, dass alle diese Massnahmen nunmehr im ordentlichen Verkehr verankert sind.

Die Kreise von Handel und Industrie haben an der Vorbereitung des Gesetzes lebhaften Anteil genommen und ihm in der jetzigen Form zugestimmt. Dass sie, vor allem auch der Produktenhandel, wesentliche Konzessionen gemacht haben, wird allseits anerkannt. Das Gesetz zeugt von der Verständigungsbereitschaft der in der schweizerischen Wirtschaft tätigen Kräfte und beweist, dass es möglich ist, auf einer vernünftigen Grundlage eine Einigung zwischen den oft auseinanderstrebenden Interessen der verschiedenen Wirtschaftszweige zu erreichen. -ü-

In ZÜRICH St. Peterstrasse 8 Hotel AUGUSTINERHOF Tel. (051) 25 77 22

In DAVOS-PLATZ 2 Min. vom Bahnhof Hotel RÄTIA Tel. (083) 3 60 21

GEPFLEGTE ALKOHOLFREIE HOTEL-RESTAURANTS

an zentraler Lage. Gut eingerichtete Zimmer und behagliche Aufenthaltsräume. Jahresbetriebe

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Ein Blick auf die Frauen im britischen Wahlkampf

Es ist in Grossbritannien längst so selbstverständlich geworden, dass Frauen ihr Stimmrecht besitzen und dass sie im Parlamente, sowie gelegentlich auch im Ministerium vertreten sind, dass man im gegenwärtigen grossen Wahlkampfe kaum etwas über den Gegensatz zwischen Männer- und Frauenkandidaten vernimmt. Im Gegenteil, intelligente Frauen werden oft von den Männern selber unterstützt. Ein «Women's Electorial Committee» (das über den Parteien steht) bietet alle erwünschte Hilfe bei der Wahl von Frauen und regt die Frauen im allgemeinen an, auf jeden Fall ihre Stimme auf intelligente Art und Weise zu benützen.

Die Proportion der Frauenkandidatinnen ist leider eine relativ kleine, was hauptsächlich auf die Tatsache zurückzuführen ist, dass die Frauen in ihrem Hause und im britischen Nachkriegsleben überhaupt noch sehr überlastet sind. Es ist noch jetzt nicht leicht, irgendwelche Hilfe zu finden, und Hilfe vom Ausland ist meist schon deshalb nicht ganz befriedigend, weil sie gewöhnlich nur auf kurze Zeit angesetzt ist und hernach die Neueinführung, mit allem was sie bedeutet, von vorne anzufangen hat. Noch immer bestehen die Zeit und Kraft raubenden Schlangenlinien für die Transportmittel und beim Einkauf der täglichen Notwendigkeiten. Da die Hauptnahrungsmittel (Milch und Brot ausgenommen) noch immer rationiert sind und ihre Quantität und besonders auch die Qualität nicht immer ausreichend ist, sind alle möglichen, oft anstrengenden Kombinationen für eine Familie notwendig, ganz besonders da seit der Pfundentwertung (trotz der irreführenden Versprechungen von Sir St. Cripps) alles bereits viel teurer geworden ist. Alle Parteien künden ihren Wählerinnen Erleichterungen an. Die Liberale Partei scheint mit praktischer Einsicht tatsächlich besonders gute Vorschläge zu unterbreiten. Lady Megan Lloyd George, M. P. (Lib.), erklärt im «News Chronicle», der liberalen Tageszeitung, wie der «14stündige Arbeitstag» der Hausfrau durch bessere Organisation der Regierung zu entlasten wäre, so dass den Frauen mehr allgemeine Interessen ermöglicht würden.

Von den insgesamt 1866 Parlamentskandidaten sind 125 Frauen. Die grösste Anzahl kommt den Liberalen zu. Unter ihren 472 Kandidaten sind 45 Frauen, während bei den Konservativen unter 620 Kandidaten 28 Frauen stehen, Labour von 619 Kandidaten 42 Frauen zählt, und bei den Kommunisten von 100 Kandidaten 9 Frauen sind. Viele der Kandidatinnen sind verheiratet, das Zentrum einer Familie, und manche leisten überdies Bedeutendes in ihrem Berufe, wie z. B. die ungewöhnlich tatkräftige und sympathische Dr. med. Edith Summerskill, die seit Jahren als Labour M. P. waltet und in der eben aufgelösten Regierung eine wichtige Stellung im Ministerium inne hatte. Eine grosse Anzahl der Kandidatinnen gehörte während des Krieges der A. T. S. (Army Transport Service) und der W. V. S. Organisation (Freiwilliger Frauendienst) an, andere waren schon damals Lehrerinnen, Journalistinnen, oder sie hatten sich wissenschaftlichen Forschungen und anderen wichtigen Berufen gewidmet.

Die älteste Kandidatin (Lab.), die bei den letzten Wahlen im Jahre 1945 eine Mehrzahl von 7000 Stimmen erhielt, ist 70 Jahre alt: die beiden jüngsten (beide Lib.) sind 22 und 23 Jahre alt. Die jüngste Frau der Labour-Partei organisiert mit ihren 26 Jahren bereits das Personal einer wichtigen Fabrik, und zwei konservative Kandidatinnen sind Direktorinnen grosser geschäftlicher Unternehmungen. Wer zu Ende Mai der jeweiligen eindrucksvollen Jahresversammlung der konservativen Frauen in der Londoner Albert-Hall beiwohnt (die gewöhnlich bedeutende Reden von Mr. Churchill, Mr. Eden, Lord Woolton usw. einschliesst), ist sich der glänzenden Organisations- und Rednertalente vieler Frauen dieser Partei bewusst. Ueberhaupt fehlt es unter den Frauen aller drei grossen Parteien nicht an markanten Persönlichkeiten, deren Talente die politische Emanzipation bedeutend gefördert hat.

Die historisch bekanntesten Namen zählt die Liberale Partei. Zwar hat sich Lady Violet Bonham Carter (Präsidentin der «Liberal Party Organization»), die hochbegabte und anziehende Persönlichkeit, Tochter des bekannten liberalen Premier, Mr. Asquith (1908—1916), später Lord Oxford, vom persönlichen Wahlkampf ferngehalten. Sie gab jedoch nebst dem allgemeinen Manifest der Liberalen: «No Easy Way», das in seiner gedruckten Form eine besondere «Women's Section» enthält, einen bezeichnenden Aufruf heraus. Er nennt sich: «The Battle of the New Underdog», und Lady Violet betont darin, dass das Individuum weitester Kreise von der gegenwärtigen Politik mehr und mehr unterdrückt wird. Und sie hebt es hervor, dass gerade die Liberale Partei, mit ihrem traditionellen Liberalismus, der dem britischen Charakter und dem britischen Freiheitsideal am besten entspricht, dem Individuum wieder zu seinem verlorenen Geburtsrecht verhelfen kann.

Auf der Wahlliste der Liberalen stehen die Namen von Lady Megan Lloyd George, der temperamentvollen Tochter des liberalen Premier, Lloyd George (1916—1922), der sich zuerst für die Legislatur bedeutender sozialer Reformen eingesetzt hatte, und Miss Hilda Buckmaster, Nichte von Lord Buckmaster (M. P. Lib.) der sich ganz besonders der Reform der rückständigen Ehescheidungsgesetze angenommen hatte. Man kann die Liberale Partei und besonders ihre aktiven Frauen beglückwünschen zu ihrer neu-entflammten Energie im Kampfe um die politische und menschliche Freiheit Grossbritanniens. Auf jeden Fall wird ihr starker Einsatz (teilweise in der Zusammenarbeit mit der Konservativen Partei) ein wichtiges Gegengewicht bedeuten für die absolute Sozialisierung des Staates, wie die Labour-Regierung sie in Aussicht stellt.

Eine interessante Broschüre, die von der «Women's Liberal Federation» 1949 herausgegeben worden ist: «The great partnership», wäre sehr zu empfehlen. Sie berührt nicht nur britische Probleme, sondern streift die weitgehendsten Möglichkeiten allgemeiner Zusammenarbeit von Mann und Frau zur eigenen Befriedigung und für die wahre Entfaltung des Staates, wie sie für jedes freie, demokratisch gesinnte Land von grösster Wichtigkeit geworden ist.

A. H. R. London, Febr. 1950

«Die Stickerei im Wandel der Mode»

Es ist ein ungemein reizvoller kleiner Band, den uns Clara Spieser und Milo Legnazzi über die Entwicklung der Stickerei im Laufe der Jahrhunderte in die Hand legen*. Ganz besonders glücklich scheint uns die Tatsache, dass der erläuternde Text, sehr gut angeordnet, gleichzeitig in deutscher und französicher Sprache verfasst ist, womit dem wertvollen Büchlein von vornherein ein grösserer Leserkreis erschlossen ist. Denn

* Verlag Atelier Spieser, Zürich.

BAHNHOFBUFFET Zürich

natürlich zu Hitlers Zeiten nie getragen hatte. Das Mädchen lachte nur, und tat, als verstünde sie die Polen nicht. Dann gaben ihr die Soldaten — es waren viele jüdische darunter — Brot und Konserven und liessen sie ziehen. Und uns mit.

Gegen Mittag türmte sich ein Gewitter über uns. Es wurde unerträglich schwül. Wir suchten nach einem Platz zum Rasten. Am Strassenrand getrauten wir uns nicht, den Wagen abzuladen, drum zogen wir die Karren in einen kleinen Seitenweg in den Wald. Als wir eben einen Platz zwischen Birken und Heidekraut gefunden hatten, zeigte eine von uns mit Schaudern auf einen verwesenden Arm, der im Rockärmel einer russischen Uniform steckte und dicht neben uns lag. Wir kramten unsere Essvorräte wieder zusammen und rückten ein Stück weiter. Noch bevor wir den letzten Bissen herunter schluckten, brach ein wilder Gewitterregen los, der nicht nur uns, sondern auch unser Gepäck völlig durchnässte. Triefend und frierend packten wir unser Zeug wieder auf und verliessen den unfreundlichen Ort. Als wir auf der Landstrasse weiterzogen, bemerkten wir, dass wir dicht neben einem langen Zug von Zivilpolen gerastet hatten. Eine Wagenkolonne von vielen hundert Metern hielt auf der Landstrasse. Unsere drei kleinen Wagen sahen mit schmutzigen Säcken und Lappen behangen so schäbig aus und es goss gerade wieder in Strömen, dass sie uns nicht anhielten. Es mochte ihnen nicht lohnen, wegen der zweifelhaften Fuhrwerke ihre schützenden Wagenplanen zu verlassen. Wir hatten Glück.

Näher an Görlitz kam uns wieder polnische Miliz entgegen, sie hielten immer das Mädchen mit dem Davidstern an. Manche von den Soldaten sprachen französisch und so war eine Unterhaltung möglich. Wir erzählten von unserer Rast im Wald. «Hier im Wald?» fragten sie. Den Wald könne man gar nicht betreten, es läge dort eine Mine neben der andern. Sie hätten Befehl diese Minen zu räumen. Und wir hatten sogar noch Blaubeeren gepflückt und uns gewundert, dass die Beeren, reif und ungepflückt, so nahe an einer hungernden Stadt zu finden waren.

Dicht vor der Stadt suchten wir noch einmal Schutz in einem Siedlungshaus, vor einem neuen Platzregen. In dem verlassenen Haus, in dem natürlich die Fenster eingeschlagen waren, standen die Möbel noch. Die Schränke waren aufgebrochen und der Inhalt gestohlen. Von den Betten standen nur noch die Bettstellen da. Wir setzten uns auf ein rotes Plüschsofa und dachten an unser Haus. Die Bücher lagen wohl ebenso zerfetzt auf dem Fussboden. Eine Niveabüchse stand auf dem Nachttisch. Ich streckte die Hand danach aus. Man hätte Hautcreme gut gebrauchen können. Auf dem Weg in die Tasche zögerte die Hand. Mit einem Ruck stellte ich dann die Büchse wieder hin. Nein, man kann aus einem fremden Haus nichts nehmen. Das Geschirr in der Küche war zerschlagen. Essbares fanden wir nicht mehr. Im Garten aber assen wir uns an Himbeeren und Johannisbeeren satt. Dann zogen wir weiter.

Durch fünf grosse Bombentrichter, mitten auf der Landstrasse, mussten wir unsere Wagen einzeln durchtragen. Dabei merkten wir, wie sehr müde und schlapp wir waren. Eine stechende Sonne kam noch einmal zwischen den Wolken hervor. Sauer wurde uns der lange Berg vor Görlitz. Das Wetter machte müde und ausserdem war uns schlecht von dem vielen Obst auf nüchternem Magen.

Als wir an den Stadtrand von Görlitz kamen, wurden wir nervös. Wir hatten Angst vor dem so berüchtigten Neisseübergang. Auch die Häuser auf der polnischen Seite von Görlitz standen verlassen. Wir zogen durch menschenleere Vorstadtstrassen. Endlich trafen wir einen Bäckerjungen. Er sagte uns, dass die Brücke zerstört sei, wir müssten über eine Pontonbrücke, die zwei Strassen weiter wäre. Er sah auf unsere Wagen: «Hauptsache, sie kriegen sie rüber. Ich habe noch keinen gesehen, der damit durch gekommen ist», meinte er bedauernd.

In fünf Minuten schon standen wir an der Pontonbrücke. Wir schauten erst einmal vorsichtig ohne Wagen um die Strassenecke. Da stand auf der schmalen Brücke der polnische Posten, ein Stück weiter, am anderen Ende der Russe. Ach, wären wir erst dort.

Wir nahmen den letzten Mut zusammen und holten unsere Wagen. Inzwischen war ein polnisches Pferdefuhrwerk von der deutschen Seite bei dem Polen angelangt. Anscheinend besass der Mann keine richtigen Papiere. Der Posten wollte ihn zurückschicken. Die Polen zankten sich mit viel Gebrüll. Wir standen ein wenig zögernd neben dem Posten, die «Passierscheine» in der ausgestreckten Faust. Anscheinend sollte der Wagen umdrehen und wir standen wohl arg im Wege. Jedenfalls schrie uns der Posten einen Fluch zu und zeigte mit der Hand über die Neisse. Im selben Augenblick setzten wir uns in Galopp und rasten polternd in fliegender Hast über die Bohlen. Die Angst im Rücken, er würde uns zurückrufen. Und wirklich, wir rollten am russischen Posten vorbei und standen gleich darauf drüben. In Deutschland.

Tausende von Schlesiern warteten dort. Teils waren sie vertrieben wie wir, teils waren sie noch während der letzten Kampfhandlungen evakuiert worden und wollten nun in ihre Heimat zurück. Auch hier gingen Gerüchte um: in wenigen Tagen würde die Neissegrenze geöffnet. Manche wollten es selber von einem russischen Kommandanten gehört haben. Sie wurde nie mehr geöffnet, die Neissegrenze. Und die vielen Tausend, die dort gewartet haben, sind jetzt auch in Deutschland verstreut.

Wir wurden gleich umringt und ausgefragt. «O, hiess es, ihr habt Glück gehabt. Unter Tausend ist vielleicht einer, der wie Ihr alle Sachen behalten hat. Der Posten lässt sonst kein Gepäck durch.»

«Alle Sachen». Wir schauten ein wenig traurig auf den Rucksack und die kleinen Handkoffern. Alles gerettet, sagen sie. Da muss man sich wohl freuen.

Als wir durch die vielen wartenden Menschen unseren Karren zogen, da freuten wir uns doch ein wenig. Schien es doch, als läge nun der schwerste Weg hinter uns. Wir wussten ja damals noch nicht, dass das Leben eines Ostflüchtlings, ein Leben in Lagern und Bodenkammern, ein Leben der Hoffnungslosigkeit und Armut, nun erst begann.

werden nicht heute in der französischen Schweiz die schönen Handarbeiten noch fleissiger und sorgfältiger gepflegt von Frauen, die ihr Heim lieber durch geschmackvollen Schmuck verschönern, als durch ewiges Putzen.

In ihrem Vorwort erklären die Verfasser, wie der Wunsch sie geleitet hat, auf der einen Seite dem Wandel der technischen Seite der Stickerei nachzugehen, und auf der anderen ihre geschichtliche Entwicklung zu verfolgen. Das menschliche Bedürfnis nach Schmuck der Kleidung ist offensichtlich sehr früh lebendig geworden, und wie die Bekleidungskunst selber einem ständigen Wechsel unterworfen war, so machte natürlich auch die Stickerei selber mannigfache Wandlungen durch, sich der jeweiligen Mode anpassend. Dem kurzgefassten aber trotzdem gut einführenden Text sind zahlreiche Abbildungen beigefügt, von denen die im Atelier Clara Spieser ausgeführten Stickereimuster anschaulich in kleinen Proben durch die Technik der verschiedensten Stickereiarten von den Aegyptern bis zu dem in seiner Hässlichkeit unvergesslichen Jugendstil führen. Milo Legnazzi, dem wir wohl zum grösseren Teil den geschichtlichen Streifzug durch die bestickte Mode aller Zeitalter verdanken, veranschaulicht uns die verschiedenen Epochen und die damit verbundene Rolle der Stickerei in einer grossen Anzahl photographierter Abbildungen, die technisch oder geschmacklich den historischen Vorbildern entsprechen.

Neben der Anregung, welche das hübsche kleine Werk den vielen Fachleuten geben wird, die im einen oder andern Modefach tätig sind, werden sich auch alle diejenigen, die sich für Kostümkunde interessieren oder für sie schöpferisch tätig sind, gerne davon inspirieren lassen.

Unseres Wissens ist es die erste «Geschichte» der Modestickerei. Wir sind daher überzeugt dass das lehrreiche Buch reissenden Absatz finden wird und den einschlägigen Berufsleuten manchen wertvollen Hinweis vermitteln wird. El. St.

Frauen auf dem Gebiet der Psychotechnik

Die Psychotechnik, ein Zweiggebiet der Psychologie ist eine verhältnismässig junge Wissenschaft, deren Aufgabe es ist, die Ergebnisse der psychologischen Forschung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens anzuwenden. Ihr ganz besonderes Interesse gilt der Berufsberatung und der Arbeitspsychologie, und gerade auf diesem Gebiet ist in allen Ländern der Welt nach dem Kriege sehr viel gearbeitet worden. Es ist sicher kein Zufall, dass sich in den Reihen derjenigen, die durch ihre Arbeiten in der wissenschaftlichen Welt einen Namen gemacht haben, viele Frauen finden, denn die Veranlagung der Frau, ihr feines Einfühlungsvermögen, die Intuition und die Subtilität ihrer Empfindungswelt kommen der Forschung auf psychotechnischem Gebiet sehr zu statten. Ein unlängst in der Schweiz abgehaltener internationaler Kongress für Psychotechnik hat gezeigt, das gerade in Ländern, die sich bis vor kurzem noch sehr gegen eine Berufstätigkeit der Frau gesträubt haben, und in denen die Konvention ihrer Erziehung streng hochgehalten wurde, jetzt offizielle Delegierte als Frauen geschickt haben. Diese Wandlung hat sich so in völliger Stille vollzogen, dass doch die Namen dieser Teilnehmerinnen, die nach der Schweiz gekommen sind und die in wissenschaftlichen Kreisen wohlbekannt sind, auch einem grösseren Kreis von Frauen bekanntgegeben werden sollte.

Es waren gerade die südamerikanischen Staaten, die weibliche Wissenschaftlerinnen geschickt hatten und zwar:

Columbien: Frl. Mercedes Rodrigo-Bellido, Leiterin des Psychotechnischen Instituts der Universität Bogota.

Argentinien: Frl. Dr. Seva E. Ucha, Vertreterin des argentinischen Ministeriums für Volksaufklärung.

Brasilien: Frl. Dr. Katzenstein, Vertreterin des Instituts für wissenschaftliche Arbeitsorganisation, San Paolo.

USA: Frau Prof. Doris Twitchell-Allen, Vertreterin des National Research Council.

und von europäischen Ländern:

England: Mrs. Joan Reeves, Delegierte der Britischen Psychologischen Gesellschaft, London.

Mrs. Winifred Raphael, Vertreterin des National Institute of Industrial Psychology.

Frankreich: Mme. Suzanne Pacaud. Chef der Abteilung für praktische Arbeit des psychologischen Instituts der Universität Paris.

Mlle. Dr. J. Jaur, Vertreterin der Handelskammer Marseille.

Finnland: Mme. Dr. Esther Hejlt, Dozentin für Psychologie an der Universität Abo.

Italien: Frau Prof. A. Masucco-Costa, Delegierte des Psychologischen Instituts der Universität Turin.

Frau Dr. med. Diez-Casca, Vertreterin des italienischen Ministeriums für Volksaufklärung, Rom.

Oesterreich: Frau von Schenk-Danzinger, Vertreterin des Wiener Stadtschulrats.

Leider enthielt die Liste der weiblichen Kongressteilnehmer nicht eine Schweizer Frau, die im offiziellen Auftrag einer Behörde oder eines Institutes an dem Kongress teilgenommen hätte.

Und doch war der Erfolg dieses Kongresses, zu dem statt der erwarteten 250 Personen fünfhundert Teilnehmer erschienen und der einen sehr starken Nachhall in der inländischen und ausländischen Fachpresse fand, das Verdienst einer Frau. Zum erstenmal in der Geschichte der Wissenschaft wurde ein Kongress von einer Frau organisiert und geleitet, von Frau Dr. Franziska Baumgarten-Tramer, die als Privatdozentin der Universität Bern den Lehrauftrag für Arbeitspsychologie und Psychotechnik innehat.

Als es nach dem Krieg galt, die «Association Internationale de Psychotechnique», die im Jahre 1920 durch den Schweizer Psychologen Claparède gegründet wurde und die während des Krieges ihre Tätigkeit eingestellt hatte und dessen Archiv völlig zerstört wurde, wieder neu ins Leben zu rufen, unterzog sich Frau Dr. Baumgarten dieser Aufgabe. Durch unermüdliche Arbeit musste sie nach dem Verbleib der früheren Mitglieder forschen und mosaikartig die verschiedenen Hinweise und Nachrichten zusammentragen. Doch es gelang. Die «Association Internationale de Psychotechnique» ist wie der Vogel Phönix aus der Asche wieder auferstanden, und es sind heute die prominentesten Wissenschaftler dieses Faches in ihr vertreten. tz.

Kleine Rundschau

Es taget ...

Die Gemeinde les Planches-Montreux ernannte — unter Reserve der Bewilligung durch den Staatsrat — Fräulein Gabrielle Pillet zur Kassiererin (boursière communale). Sie war schon bisher im Bureau der Gemeinde tätig. Die Tatsache, dass eine Dame zu einer solchen Stelle gewählt wurde verdient lobend erwähnt zu werden. r.

Für die schulentlassenen Mädchen

Der Bund Schweizerischer Frauenvereine empfiehlt die von seiner Hygiene-Kommission verfasste Broschüre «Was erwartet Ihr vom Leben, was erwartet das Leben von Euch?» Die Schrift eignet sich zur Verteilung an schulentlassene Mädchen wie an Schülerinnen von Mittelschulen, Gewerbeschulen, Haushaltungsschulen usw. — Preis pro Stück 20 Rp., 100 Stück Fr. 15.— Bestellungen nimmt entgegen: Frau Dr. med. L. Turnau, Trogen (App.)

Esst «Raisinel».

Aus 65 000 Hektolitern Weinsaftes, gewonnen aus der so grossen Ernte weisser Waadtländertrauben ist Traubensaft eingedickt worden zu Syrup, der als sehr nahrhafter Brotaufstrich (Traubenzucker!) jetzt unter dem Namen Raisinel in den Handel gebracht wird. Verbilligungsbeiträge aus dem Schweizerischen Weinbaufonds sollen ermöglichen, dass das hochwertige Nahrungsmittel zu erschwinglichem Preise abgegeben werden kann.

Kirchliches Interesse in der Tschechoslowakei

Die protestantischen Dozenten der theologischen Fakultät an der Prager Hus-Universität beschlossen letztes Jahr gemeinsam mit der Kirche der Tschechischen Brüder, eine Reihe von Vorlesungen über die an der theologischen Fakultät gelesenen Fächer zu veranstalten. Diese Vorlesungen waren hauptsächlich für Laien gedacht und sollten drei Monate dauern. Gegenstand der Kurse waren «Der christliche Glaube», «Die verschiedenen christlichen Bekenntnisse», «Die Geschichte des Alten und Neuen Testaments», Kirchengeschichte», «Leben und Wirken der Kirche».

Eine Rundfrage unter den Hörern, ob die ursprünglich bis Januar gedachten Vorlesungen weiter laufen sollten, ergab, dass ihre Fortführung bis Ende Juni gewünscht wurde. Die Beteiligung an diesen Kursen war so lebhaft, dass unmittelbar nach ihrem Beginn in der theologischen Fakultät selbst kein Raum für alle Hörer vorhanden war und man deshalb einen grösseren Raum in der philosophischen Fakultät beziehen musste. Von Anfang an war betont worden, dass diese Vorlesungen nicht zur Unterweisung in den verschiedenen Fächern dienen sollten, sondern dass sie als Einführung zum Zweck weiterer privater Studien gedacht waren. Diese neue und doch altüberlieferte Art der Laienschulung findet in Prag nicht in geschlossenen kirchlichen Räumen, sondern öffentlich in der Universität statt, die heute kaum als christlich gelten dürfte. E. P. D.

Verwerfliche Reklame

Die Tabakreklame, die einem in der letzten Zeit an Wänden und in Zeitungen vorgesetzt wird, hat einen Pfarrer in der Innerschweiz veranlasst, im «Freien Schweizer» (Nr. 95, 1949) folgendes zu schreiben:

«Wie verderblich die Kino-Reklame auf Jugendliche wirkt, wissen Eltern, Lehrer und Seelsorger am besten. Immer nur das ewig Weibliche, Lüsterne und Schwüle!

Verderblich sind auch gewisse Reklamen ausländischer Firmen für Zigaretten. Jede ist die Beste!

Zur Zeit sieht man einen aufgehängten Ueberzieher. Aus der Tasche ragt ein Päckli «Boston» heraus. Daneben steht ein zirka 11jähriger Schulbub, der schmunzelnd dem Vater oder gar dem Lehrer eine Zigarette wegstibitzt. Er wird dazu aufgemuntert durch die «geistreiche» Aufforderung: Und jetzt — eine Boston!

Gerade so muss man es machen, wenn man die Jugend-Kriminalität fördern will.»

Aphorismen und Sprüche

Wer eine reine Seele hat, ist auch ein gesunder Mensch. M. E. G.

Veranstaltungen

Bern: Frauenstimmrechtsverein. Das Wohnbauproblem der Stadt Bern. Dienstag, den 28. Februar 1950, 20 Uhr, im Hotel Bristol, 1. Stock. Referent: Herr Jakob Gafner, ing. agr. Vorsteher der Städtischen Liegenschaftsverwaltung.

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. 27. Februar, 17 Uhr (Montag): «Die Kunstfälschung», Lichtbildervortrag von Prof. Dr. Thomas Würtenberger von der Universität Mainz. Er spricht über die letzten internationalen Fälscherprozesse, bei denen er selbst Experte war. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Ferienkurs für Bräute und junge Frauen

Vom 17. bis 29. April 1950 veranstaltet Pro Juventute, Abt. Mutter und Kind, wiederum einen Ferienkurs über Mutterschaft und Kinderpflege, diesmal im Ferienheim Auboden bei Brunnadern/St. G. Eine grosse Zahl junger Frauen ist bereits durch diese Kurse gegangen und hat sich für ihre Mutteraufgabe mit den notwendigen Kenntnissen ausrüsten können und praktisch daraufhin geübt. Unkenntnis und Unsicherheit in der Säuglingspflege gefährden nicht nur Leben und Gesundheit des Kindes, sondern lassen in der Regel auch ein rechtes Mutterglück nicht aufkommen. Keine Frau sollte deshalb unvorbereitet an diese ernste Aufgabe herantreten. Die Veranstaltung im Auboden führt ein in alle Fragen der Mutterschaft, Kinderpflege und Kleinkinderziehung und ermöglicht zugleich Entspannung und Erholung in froher Kursgemeinschaft. Auskunft und Anmeldung beim Zentralsekretariat Pro Juventute, Seefeldstrasse 8, Zürich 22, Tel. 32 72 44.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Ob wohl auch die Männer diskret zum Mithören aufgefordert werden, dass Sonntag, den 26. Februar um 17.15 Uhr die Sendung «Notiers und probiers» ins Programm aufgenommen wurde? Montag, den 27. Februar um 14.00 Uhr ist das Mikrophon Zeuge eines «Besuches in einer Bäuerinnenschule». Alle, die sich für die Diätküche eines Spitals interessieren, sind eingeladen, Donnerstag, den 2. März um 14.00 Uhr, den Ausführungen von Schwester Ringeisen vom Basler Bürgerspital zu folgen. Ein neuer Zyklus beginnt Freitag, den 3. März um 14.00 Uhr unter dem Motto «Wie wird i dr Demokratie regiert?». Referent ist Nationalrat Werner Schmid. Die weitern Themen lauten: «Chliinigkeite» und «Frauesport?». Bestimmt kann auch eine Schulfunksendung die Hörerinnen interessieren, wenn es sich um «Die Kleidermotte und die beste Art, sie zu bekämpfen» handelt. Diese Hörfolge ist für Samstag, den 4. März um 18.30 Uhr, vorgesehen.

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoens, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

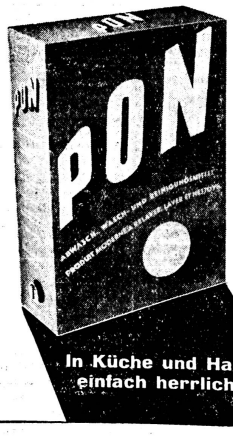
Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli. Trollstrasse 28, Winterthur

SCHAFFHAUSER WOLLE

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 23 09 75
Zeltiken, Quiourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

Inserieren bringt Gewinn!

Frauen, macht es Euch leichter!



● Schneller abwaschen
● einfacher reinigen
● müheloser waschen

Mit dem stark schäumenden PON ist das möglich, denn es löst Schmutz und Fett augenblicklich, gibt dem Geschirr und Besteck herrlichen Glanz und macht das Abtrocknen überflüssig.
PON ist ideal zum Reinigen — ob Glas, Holz, Metall, Leder — alles strahlt in leuchtender Frische.
PON macht auch Ihre Wäsche blendend sauber, es schont Wolle, Seide und Kunstseide, weil es die Gewebe nicht filzig macht und keine Kalkflecken gibt.

Die Grosspackung: Fr. 1.95 reicht zum 160x Abwaschen oder für 120 Klein- und Feinwäschen.

In Küche und Haus einfach herrlich!

SEIFENFABRIK HOCHDORF A.G.

Giger-Kaffee
ist
Qualitäts-Kaffee

HANS GIGER & CO.
BERN
Lebensmittel-Großimport
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BENTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Blühende Begonien
schon im Mai, dann jetzt vortreiben! — Extra grosse u. wüchsige Knollen, riesenblumig, und gefüllt in 8 Farben, per Stück 35 Rp. Riesen-Amarylis, in 7 Farben, per Stück Fr. 6.50. Riesenblumige Gladiolen, extra grosse und wüchsige Knollen, in vielen herrl. Neuheiten, per 20 Stück Fr. 3.50. Gärtnerei Müller, Wuppenau (Thg.)

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88